Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 3. **Dienstag** den 2. Januar 1894. **88. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 2. Januar.

Die **maritime Leistungsfähigkeit** der verschiedenen Großmächte ist insbesondere durch die lebhafte Bewegung, welche sich in England zu Gunsten einer wesentlichen Verstärkung der Flotte geltend macht, wiederholt in den Vordergrund der politischen Betrachtung gerückt worden. Läßt man die Zahlen allein sprechen, so gewinnt man, wie das ja auch gar nicht anders sein kann, den Eindruck, daß das Deutsche Reich zur See eine immer noch verhältnißmäßig unbedeutende Stellung einnimmt. Daß es aber die Zahlen allein nicht machen, das beginnt man eben in England lebhaft zu fühlen. Eine Reihe von Erfahrungen hat jenseits des Canals die Befürchtung wachgerufen, die Königin der Meere möchte im Kriege auf einen vielleicht nicht allzu großen Theil ihrer 325 Kriegsschiffe zählen können. Nun hat es freilich auch in Deutschland an bedenklichen Stimmen nicht gefehlt, und man wird darauf gefaßt sein müssen, daß das Deutsche Reich nicht ganz ohne Lehrgeld zu zahlen in die Reihe der Seemächte eintritt. Immerhin aber ist es ein sehr wichtiger Zweig der Marine, bezüglich dessen Deutschland eine verhältnißmäßig hohe Stellung unter den Seemächten einzunehmen scheint, das Torpedowesen. Offenbar aus unterrichteten Kreisen stammt eine Zuschrift, welche die französischen, englischen und deutschen Erfahrungen im Torpedowesen in lehrreicher Weise zusammenstellt. Darin heißt es nach der „Allg. Ztg.“:

„Die maßgebende Fachschrift „Marine de France“ versichert, daß thatsächlich von den 50 in Toulon in Reserve befindlichen Torpedobooten kaum die Hälfte in einer Verfassung wäre, bei plötzlich ausbrechenden Feindseligkeiten in Dienst gestellt werden zu können, und daß die meisten der neuesten Torpedoboote nicht ihren Probefahrtsgeschwindigkeiten entsprächen. Die prahlerischen Berichte über die Leistungsfähigkeit und Geschwindigkeit der französischen Torpedoboote, wie man sie dann und wann und namentlich in jüngster Zeit wieder in den französischen Fachblättern lesen konnte, sind somit illusorisch. In maßgebenden Kreisen ist es eine bekannte Thatsache, daß das französische Torpedomaterial hinter dem anderer Großmächte zurückgeblieben ist. Die Franzosen haben es bis jetzt nicht fertig gebracht, ein Hochseetorpedoboot zu bauen, welches im Stande gewesen wäre, eine größere Seereise zurückzulegen, oder dessen Reise nicht von einer leichteren oder schwereren Havarie begleitet gewesen wäre. Diese Erscheinung in der französischen Marine muß zum Theil auf den häufigen Ministerwechsel, in der Hauptsache aber darauf zurückgeführt werden, daß die französische Admiralität den Werften, welche das Torpedomaterial liefern, fast jede constructive Freiheit bisher genommen hat und obendrein solche Werften mit der Lieferung betraute, welche im Bau von Torpedobooten gar keine Erfahrung besitzen. Eine Folge dieses Verfahrens ist die Thatsache gewesen, daß eine ganze Serie von Hochseetorpedobooten wegen ungenügender Stabilität mit großen Kosten umgebaut werden mußte. Während der letzten englischen Flottenmanöver haben von den 26 zur Verwendung gekommenen Torpedobooten zehn Maschinenhavarien gehabt, eines wurde gerammt und bei einem der Kessel leck. Sämmtliche englischen Torpedojäger, mit Ausnahme eines einzigen, mußten schon in den ersten Tagen der beginnenden Manöver außer Dienst gestellt werden. Diesem gegenüber kann mit besonderer Genugthuung für unsere Marine und Privatindustrie constatirt werden, daß die deutschen Torpedoboote bei jetzt die glänzendsten Eigenschaften an Seetüchtigkeit und Maschinenleistungen an den Tag gelegt haben. Es ist hinlänglich bekannt, daß auf deutschen Privatwerften gebaute Torpedoboote in größerer Zahl unter eigenem Dampf zu jeder Jahreszeit nach dem Mittelmeer, Schwarzen Meer und sogar nach Ostasien gegangen und bisher ohne jegliche Havarie in relativ kurzer Zeit an ihrem Bestimmungsort angekommen sind. Welche Anforderungen der Geschwaderdienst an unsere Torpedoflotte stellt, weiß jeder für die Marine Interessirte, ebenso, daß unsere Torpedoboote und Divisionsboote die Nord- und Ostsee bei dem schwersten Wetter ohne Unfall an Schiff und Maschine durchkreuzt haben. Ein Beweis für die Güte unseres Torpedomaterials ist ferner der Umstand, daß bei Havarien durch gegenseitiges Rammen, wie sie bei Manövern mehrfach vorgekommen, trotz der schwersten Verletzungen, nie ein Torpedoboot gesunken ist. Diese auch vom Auslande rückhaltlos anerkannten vorzüglichen Leistungen der deutschen Torpedoflotte sind das Resultat des Handinhandgehens der Marineverwaltung mit der Privatindustrie, welcher man außer den generellen Vorschriften bis jetzt im Bau von Torpedofahrzeugen fast gänzlich freie Hand gelassen hat.“

Im **böhmischen** Landtage hat bekanntlich der Jungczeche Dr. Engel den Versuch unternommen, jeden Zusammenhang seiner Partei mit der „Omladina“ ebenso hinweg zu leugnen, wie sein Parteigenosse Dr. Herold schon früher auf dem Preßwege wenigstens für seine Person jeden Antheil an der Erwerbung Mrva's in Abrede gestellt hatte. Ein eigenthümliches Verhängniß wollte es jedoch, daß in der nämlichen Stunde, wo die jungczechische Partei durch den Mund Dr. Engels sich als unschuldig verfolgt und als den Hüter des Patriotismus hinstellen ließ, die Wohnung des Secretairs des jungczechischen Clubs, des cand. jur. Anton Cizek, von der Polizei überwacht war, weil nach eingebrochener Dunkelheit seine Verhaftung erfolgen sollte. Letztere vollzog sich auch, denn der Secretair des Jungczechenclubs unterliegt dem dringenden Verdachte, mit der „Omladina“ in engster Verbindung zu stehen und ihre Bestrebungen zu fördern. Eine zweistündige Haussuchung bei Cizek ergab, wie schon kurz gemeldet, eine Menge belastenden Materiales. Außerdem fand in gleicher Nacht eine Hausdurchsuchung bei dem cand. med. Dutka statt, bei welchem ebenfalls zahlreiche Schriften beschlagnahmt wurden. Auch Dutka wurde verhaftet und dem Landesgerichte eingeliefert. Er ist Obmann des czechischen Studenten-Vereines „Slavia“. Cizek ist 28 Jahre alt und ein Neffe des Dr. Julius Gregr und wurde vor zwei Jahren zu 50 fl. Geldstrafe, event. zu zwei Tagen Arrest verurtheilt, weil er dem Berliner Geschäftsreisenden Arthur Müller bei einem von czechischer Seite provocirten Scandale in der Prager Ausstellung einen Faustschlag in das Gesicht gegeben hatte. Diese beiden Verhaftungen stimmten sehr schlecht zu den Erklärungen Engel's, die übrigens auch von dem altczechischen Hauptorgan „Hlas Naroda“ mit Entrüstung „als leere und inhaltlose Phrasen“ zurückgewiesen worden. Mehr als alles dies aber spricht gegen die Sicherheitszustände in den Straßen Prags eine Regierungsentschließung, welche der Prager Sicherheitswache das Tragen von sechsläufigen, mit Centralzündung versehenen Revolvern gestattet. Diese sehr charakterisirende Neuerwerbung ist gestern in Kraft getreten.

Die **holländischen** Socialdemokraten hielten während der Weihnachtsfeiertage ihre Jahresversammlung in Groningen ab. Es ging dabei sehr lärmend zu und die Mitglieder des Congresses denselben sich, nicht die geringsten parlamentarischen Formen zu beobachten. Der größte Theil der Zeit wurde mit dem Debattiren über Privatangelegenheiten der einzelnen Führer verschwendet, wobei selbstverständlich viel schmutzige Wäsche gewaschen wurde. Deutlich trat hierbei die Spaltung zwischen den einzelnen Führern, wie Domela Nieuwenhuis, van Kol, Bitus Beunsma, van der Goes u. a., und ferner die große Kluft zwischen dem blindlings voraussürmenden socialdemokratischen Arbeiterstand und einigen der oben erwähnten gebildeteren Führer zu Tage. Die ungebildete große Masse der socialdemokratischen Arbeiter will von Reformern, die sich den Luxus eines weißen Taschentuches oder gar eines Cylinders gestatten, nichts wissen; sie mißtrauen den „Herren“, die hier und da in ihren Reden mit Vernunftgründen zu Tage treten; sie wollen keine vernünftigen Rathschläge erhalten, sie wollen aufgestachelt werden mit hohlen Phrasen über Gleichheit. Ein Beschluß des Congresses documentirt die große numerische und geistige Schwäche der Partei: sämmtliche wahlberechtigte Genossen haben sich von der Wahlurne fern zu halten. Man ersieht daraus, daß es den Leuten nicht darum zu thun ist, ihre Theorien und Forderungen möglicher Weise in der Zukunft im Parlamente zu verfechten, sondern einfach um eine gegenseitige Fütterung mit Phrasen im geschlossenem Kreise. Auf solche Weise vollzieht sich der Umschwung in eine anarchistische Partei um so leichter. Am letzten Versammlungstage wurde noch Gericht gehalten über die Redacteure des socialistischen Blattes „Nieuwe Tijd“: van der Goes und Troelstra, welche im „Recht voor Allen“ beschuldigt worden waren, in Diensten der deutschen Socialdemokraten zu stehen und von einem deutschen Reichstags-Abgeordneten 6000 fl. für ihr Blatt empfangen zu haben. Diese Sache wurde nicht deutlich aufgeklärt, da die delegirten Arbeiter das Gewäsch der „Herren“ nicht länger anhören wollten und die Debatten durch wenig schmeichelhafte Zwischenrufe unterbrachen. Aus diesem Resumé ist zu ersehen, daß die Resultate des Congresses, der drei Tage und halbe Nächte lang conferirte, sehr mager sind.

Der Präsident der **französischen Republik** hat gestern, wie der Telegraph bereits gemeldet hat, die Glückwünsche des diplomatischen Corps zum neuen Jahre entgegengenommen und in seiner Entgegnung hervorgehoben, er begrüße mit Vertrauen das anbrechende Jahr, das berufen sei, die große Familie der Völker dem Ziele näher zu bringen, nach welchem die civilisirte Gesellschaft strebe: dem sittlichen Wohle der Völker und der materiellen Verbesserung ihrer Existenz. Alle Vertreter der Staaten dienten gemeinsam mit Frankreich dieser edlen Sache, indem sie ihre Kräfte der Aufgabe widmeten, die Völker einander zu nähern. Dieser Aufgabe sei Frankreich treu, dasselbe brauche nur seinen Traditionen zu folgen, um seine Liebe zur Ordnung, seine unbesiegbare Neigung zur Freiheit, seine Achtung vor Recht und Gesetz und sein leidenschaftliches Streben nach jedem friedlichen Fortschritt zu beweisen. Der Präsident schloß: „Das vergangene Jahr bleibt unseren Erinnerungen erhalten. Frankreichs theuerster Wunsch ist, daß das begonnene Jahr alle unsere Hoffnungen auf das Gedeihen und auf die Wohlthaten des Friedens und der internationalen Eintracht befestigen möge“. Daß ihm diese Worte angesichts des freisprechenden Urtheils der Geschworenen in Angoulême nicht in der Kehle stecken geblieben sind, wird wohl jedem Nichtfranzosen unbegreiflich sein. Kaum jemals hat sich so deutlich gezeigt, daß der französische Chauvinismus, trotz der schönen Phrasen vom Streben nach dem sittlichen Wohl der Völker, von Liebe zur Ordnung, von Achtung vor Recht und Gesetz, von Pflege der Gaben des Friedens und der internationalen Eintracht, nur nach der Befriedigung seines Hasses trachtet und diesem Hasse jede Rücksicht unterordnet. Deshalb kann sich auch in Frankreich nicht erfüllen, was Herr Carnot wünscht und hofft. An den Franzosen zuerst wird es heimgesucht werden, daß die Gerechtigkeit aufgehört hat, der Grundstein ihres republikanischen Staatswesens zu sein.

Der **englische** Premier hat einmal gesagt: „Hat der Neger mit dem Sclaventreiber im Rücken zu arbeiten, so leistet er, man mag ihn von Zeit zu Zeit noch so tüchtig durchprügeln, doch wenig“. Gladstone's Ausspruch findet in der heutigen verzweifelten parlamentarischen Lage Englands eine ihm gewiß höchst unliebsame Bestätigung. Er behandelt sein Parlament mit unerhörter Strenge, er gönnt ihm seit einem Jahre so gut wie keine Ferien, er traumelt es bereits am 27. Januar wieder zusammen und kann doch keine wirkliche Leistung aus ihm herausbekommen. Die Comité-Berathung der „Parish Councils Bill“ will nicht vom Fleck rücken; die Liste der Amendements scheint wie das Oelfläschlein der Wittwe unerschöpflich. Für den Monat December füllten sie 50 Seiten im „Orderbuch“ aus; werden ein paar erledigt, so werden frische hinzugefügt, mit dem Resultate, daß heute z. B. noch 52 Seiten Amendements zu erledigen sind, während es vor vierzehn Tagen nur 49 waren. Kein Wunder, daß in der radicalen Presse die Forderung der energischen Anwendung des Debatteschlusses immer lauter erhoben wird. Läßt die Regierung den Dingen ihren Lauf, so kann die Session nicht vor Ende Februar geschlossen werden, was einer ersprießlichen gesetzgeberischen Thätigkeit im neuen Jahre sehr verhängnißvoll wäre. Die Regierung würde dem Verlangen der Radicalen gewiß gerne nachgeben, wenn nur die Opposition so kritik- und amendirungslustig wäre; die Sache liegt aber so, daß von 603 Amendements, die noch zur Berathung stehen, rund 200 aus den Kreisen der Regierungspartei stammen (darunter 44 des Ministers Fowler); es geht kaum an, die Berathung der Amendements der eigenen Anhänger und Minister durch Debattenschluß unmöglich zu machen. In politischen Kreisen ist man sehr gespannt, wie sich die „alte parlamentarische Hand“ aus der Klemme, in die sie scheinbar mit offenen Augen steuerte, ziehen wird. Man weiß, daß Gladstone ein großer Freund von Ueberraschungen ist; eine plötzliche Auflösung würde daher keineswegs besonders unerwartet kommen.

Aus **Rußland** sind in der letzten Zeit auf allerlei Umwegen wiederholt dunkle Gerüchte über Anschläge auf den Zaren zu uns gekommen, aber eben so oft von den Officiösen dementirt worden. Auch heute wieder berichtet der Telegraph aus Wien über ein solches Gerücht. Es lautet: „Nach polnischen Blättern ist in der That in letzter Zeit versucht worden, den Zaren mit Fischen zu vergiften, die mit Arsenik versetzt gewesen sein sollen. Die Fische wurden auf der Hoftafel anläßlich des Bankets zu Ehren der Georgsritter aufgetragen. Ein Theil dieser Fische sei auf Befehl des Zaren den Kindern des Nicolaiwaisenhauses überwiesen worden und in Folge des Genusses seien circa 160 dieser Kinder erkrankt. Ebenso der Zar, was aber officiell abgeleugnet werde. Der ganze Vorfall werde von den Officiösen auf einen Irrthum der Hofküche zurückgeführt und die Erkrankung der Kinder werde als Cholera bezeichnet.“ Was an diesem neuen Gerüchte Wahres ist, läßt sich natürlich von hier aus nicht beurtheilen. Für seine Wahrscheinlichkeit spricht die Quelle — polnische Blätter — allerdings nicht. Immerhin kann man sich bei der Fülle derartiger Gerüchte der Besorgniß nicht erwehren, daß die russischen Zustände abermals eine bedenkliche Gährung in breiten Schichten der Bevölkerung hervorgerufen haben.

Deutsches Reich.

□ **Dresden**, 1. Januar. In Nr. 246 der „Sächs. Arb.-Ztg.“ war eine sehr ungebührliche Sonntagsplauderei über das 50jährige Militairjubiläum unseres Königs enthalten und es wurde deshalb gegen den verantwortlichen Redacteur, Edmund Fischer, die Untersuchung wegen Majestätsbeleidigung eingeleitet. Es kam jedoch nicht zur Anklage, wohl aber erhielt Fischer später ein Strafmandat wegen groben Unfugs, lautend auf 14 Tage Haft. Auf den dagegen erhobenen Widerspruch gelangte die Sache vor dem Schöffengericht zur Verhandlung. Der stellvertretende Amts-

Feuilleton.

Auf und nieder.

1] Roman von Edwin Heinz.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Es ging auf sieben Uhr. Man merkte es in der Buchdruckerei des Herrn Julius Trübe. Nur langsam drehten sich noch die Maschinen, der Maschinenmeister machte sich am Gasmotor zu schaffen und wartete auf den Schlag der Thürme, um den Motor abzustellen. Die Maschinenmädchen zählten noch die wenigen Bogen, die sie dem großen Johannisberger Angethüm zuführen wollten, die Falzerinnen, die abseits an einem großen Tische saßen, gähnten hinter dem Falzbein, ein Setzer hatte sich schon an den Waschapparat begeben, um sich die Hände zu waschen, der jüngste Stift überlegte, ob er noch eine neue Zeile in den Winkelhaken setzen sollte, der älteste Lehrbursche starrte gedankenlos auf ein großes J, das er in der Hand hatte, als ob ihm darüber Erleuchtung kommen sollte und hinten in der letzten Gasse sah man nur noch einige Köpfe hinter dem Kasten sich bewegen, ein Zeichen, daß man da schon die Stiefeln anzog und sich zum Schlusse fertig machte. Der alte Factor und Corrector zugleich legte die stahlgraue Brille und den großen grünen Augenschirm ab und rieb sich die Hände und der Hausknecht oder Marktheifer, welcher dabei war, das Papier abzuzählen, schloß mit einem sehr geräuschvollen „Tausend“ und warf die Bogen klatschend auf einen Stoß. Die alte staubige Wanduhr schlug 7 Uhr und in demselben Augenblick ertönte die Dampfpfeife der gegenüberliegenden Fabrik in einem langen heisern Ton. Die Arbeit war aus.

Da trat Herr Trübe ein. Niemand ließ sich in seiner Beschäftigung stören. Der Principal warf einen Blick auf die Maschinen, ging in eine Gasse, den Raum zwischen den Setzkästen, wo die Setzer stehen, überblickte die Reihe der Winkelhaken, sah flüchtig auf einige auf den Klammern befindliche Manuscripte und stellte sich dann prüfend an den Gasmotor. Unterdessen leerte sich der große Saal. Die Mädchen drängten sich zuerst hinaus, dann gingen die Männer. Nur wenige sagten gute Nacht. Der Maschinenmeister sprach zum Principal einige wenige Worte, die auf den Motor und seine Leistungsfähigkeit Bezug hatten, die aber Herr Trübe gar nicht zu hören schien und ging dann auch. Nur der Corrector blieb noch einen Augenblick zurück, als wartete er, daß Trübe ihn anrede. Als dies aber nicht geschah, setzte er auch seinen alten abgegriffenen Hut auf und wünschte vernehmlich guten Abend. Herr Trübe war allein. Nochmals durchschritt er den großen Raum, drehte einige Gasflammen aus und schloß dann selbst die Thüre zum Saale zu. Er begab sich nebenan in ein kleines Gemach, das ihm als Contor diente. Hier erwartete ihn der Hausdiener. Für ihn hatte Herr Trübe keine Wünsche mehr. Auch im Contor drehte er die Gasflamme selbst zu und verschloß alsdann die Thüre. Mit einem lauten Gruß verabschiedete sich der Hausdiener und in drei Sätzen war er zum Thore hinaus. Trübe aber ging mit den Schlüsseln in der Hand seiner im Vordergebäude gelegenen Wohnung zu.

Auf dem Hofe brannte eine Petroleumlampe. Herr Trübe löschte diese eigenhändig aus, „denn“, so sagte er halblaut vor sich hin, „wozu die Lampe brennen; es ist ja niemand mehr im Hinterhause.“ Im Hofe wurde es stockfinster. Nur schwer drehte sich die Hausthüre und Herr Trübe schritt durch die auch nur matt erleuchtete Hausflur. Eine Thüre, die zum Keller führt, stand offen. „Dummes Volk, immer die Kellerthüre aufzulassen,“ brummte der Hauswirth, schloß sie und stieg nun schwerfällig die Treppen hinan. Im ersten Stock angekommen klinkte er die Saalthüre zu seiner Wohnung auf, hing die schweren Schlüssel zu Contor- und Arbeitsräumen an einem Haken in der Wand auf und wandte sich der Küchenthüre zu, die sich durch einen blassen Lichtschein bemerklich machte. Er trat in die Küche. Sie war nicht sehr geräumig. Eine große Küchenmaschine, in der ein lustiges Feuer brannte und der Kochtopf brodelte, ein kleiner Herd, ein Küchenschrank, wie man ihn allenthalben für zwanzig Mark kauft, und ein Regal mit einigen nicht gerade guten Tassen und Kochgeschirr und einem Küchentisch bildeten mit einem Küchenstuhl das ganze Mobiliar. Hier befand sich der übrige Theil der Familie Trübe. Auf dem umgekehrten Aufwaschfaß saß die Frau. Sie war mittelgroß und mager. Ihre langen knochigen Finger zeugten von starker Handarbeit und ihre eiligen Bewegungen, ihr Vorstoßen der Arme, wenn sie, wie gerade jetzt, nach der Kaffeetasse griff, ließen jede weibliche Anmuth vermissen. Das Gesicht war gelblich, ungesund. Von der Nasenwurzel zog sich zu den Unterkiefern auf jeder Seite der magern Backen eine tiefe Fleischfalte hin und die Augen blickten wässerig ohne Ausdruck dem Eintretenden entgegen. Sie war peinlich sauber gekleidet, wie auch in der Küche die größte Reinlichkeit und Ordnung herrschte. Auf dem einzigen Küchenstuhl saß langweilig und schläfrig das Fräulein Trübe. Melanie, oder Milli, wie ihr Kosenamen lautete, war etwas über siebzehn Jahre alt. Wie ihre Mutter trug sie ihr blondes Haar in der Mitte gescheitelt, während aber bei ihrer Mutter die Haare sich streng an den Kopf anschlossen, hingen sie bei Milli links und rechts in Strähnen über das Ohr herab, und der Zopf, der sich am Hinterkopf einfach zuschloß, zeigte einige recht bedenkliche struppige Stellen. Milli hatte in der rechten Hand ein großes Butterbrod, in der linken ein Stück Wurst und kaute mit vollen Backen, aber langsam und bedächtig. Sie hatte die Beine über einander geschlagen und ließ ihren Pantoffel einige ebenso langsame durch die Fußspitzen hervorgebrachte Bewegungen machen, wie ihre Zähne. Es schien, als ob sie den Tact zum Kauen schlüge. Vater Trübe stellte sich mit dem Rücken an die Kochmaschine und sah auf die Gruppe vor sich. Die drei Personen wechselten nicht ein Wort. Mama Trübe schlürfte Kaffee und Milli sah auf ihren Pantoffel und kaute weiter. Auf dem Küchentische lag ein großes angeschnittenes Brod, stand ein Teller mit Butter und ein solcher mit Wurst, sowie eine große Kanne Kaffee, der freilich der Henkel fehlte und deren Schnepze auch nicht mehr ganz war. Vor Milli stand noch eine halbgeleerte Tasse. Trübe ergriff ein Messer und schnitt ein Stück Brod ab. Er schien sich nach einer Sitzgelegenheit umzusehen. Das sah so hilflos aus, daß ihm seine Frau zu Hilfe kam.

„Milli“, sagte sie „steh auf, laß den Vater setzen.“

„'s ist nicht nothwendig, ich werde schon etwas finden“, — meinte Trübe und machte Anstalt, sich an den Herd zu lehnen.

„Ich kann ja auch aufstehen, du kannst dich auf meinen Stuhl setzen, Papa“, äußerte endlich Milli, und als ihr Vater Miene machte, dieser Einladung Folge zu leisten, erhob sie sich schwerfällig und setzte sich nun ihrerseits auf den Herd, indem sie die Unterhaltung mit ihrem Pantoffel von Neuem aufnahm.

„Gieß mir mal eine Tasse Kaffee“, meinte Herr Trübe zu seiner Frau. Frau Trübe stand jetzt auf und indem sie die halbgeleerte Tasse Milli's füllte, meinte sie: „Trinke nur gleich aus Milli's Tasse, die will doch nichts mehr haben.“

Milli schien der ganze Vorgang nichts anzugehen, sie sah ihre Mutter einschenken, ihren Vater trinken und kaute langsam weiter.

Nach einer längeren Pause sagte Trübe:

„Die Kuglern hat immer noch keine Miethe bezahlt. Sie war heute bei mir hinten und hat mir die Ohren voll geheult, daß ich nur noch einen Monat lang borgen soll. Ihr Miether hat das, was er macht, noch nicht fertig, und erst wenn der was kriegt und ihr die rückständige Miethe zahlt, kann sie uns was bringen.“

„Na, da wirst Du freilich lange warten können. Der macht ja den ganzen Tag nichts, schläft bis zu Mittag und kommt Nachts nicht nach Hause. Das ist ein schöner Bummler.“

„Da hast Du Recht, Frau, aber was soll ich denn thun. Die Frau wohnt nun schon so lange da, ich möchte sie nicht gern an die Luft setzen.“

„Du mit Deiner Gutmüthigkeit; es wird das nicht viel helfen. Jetzt ist sie achtzig Mark schuldig, nächsten ersten werden es 160, und da sieht nur zu, wo Du etwas herkriegst.“

„Vielleicht zahlt dann der Musikante.“

„Der und zahlen! das möchte ich wohl sehen, wenn der hundert Mark zusammen hat — so viel hat der noch nicht einmal zusammen gesehen, viel weniger besessen.“

„Pfänden lassen kann ich doch die Frau nicht, sie hat ja auch nichts und wenn ich die Wohnung anderweitig vermiethen will, so muß ich sie erst herstellen lassen und ob mir Jemand für die Wohnung 320 Mark giebt, das ist die Frage, dann steht sie leer. Wenn ich die Kuglern wohnen lasse, dann ist die Möglichkeit noch nicht ausgeschlossen, daß sie doch bezahlt.“

„Beim Pfänden wird auch nicht viel herauskommen,“ mengte sich jetzt Milli ins Gespräch, „die alte Commode, die die Kuglern hat, der wurmstichige Schrank und der wackelige Tisch, da ist nichts zu profitiren.“

Frau Trübe wollte noch etwas sagen, aber sie verbiß sich die Worte. Der Mann aß ruhig weiter. Nach einer Weile stand er auf.

„Lina leuchte mir einmal, ich will meinen Rock und meinen Ueberzieher holen, auch meine Stiefeln kannst du mir geben. Ich will in die Brauerei gehen.“

Die Frau nahm die Küchenlampe und ging in ein vorderes Zimmer. Ihr Mann folgte. Milli blieb im Finstern sitzen. Beim Schein der Lampe konnte man die schöne Einrichtung der vorderen Räume erkennen. Große Pfeilerspiegel, ein prächtiges Buffet, ein eleganter Schreibtisch, Kleiderschränke und hochlehnige Stühle, Lehnsessel und Sopbas, schöne Teppiche und Portièren zierten die Zimmer. Sie waren eiskalt. Vater Trübe durchschüttelte es.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.